

Wie sollt ich, Herr, dein Licht verkünden?

Zum Wandel von Glaubensbewusstsein und Gottesrede bei Schriftstellern

Georg Langenhorst

Schriftstellerinnen und Schriftsteller sind in erster Linie Sprachsucher und Wortsetzer. So gehört es für sie zu einer der wichtigsten Aufgaben, über Möglichkeiten und Grenzen des Sagbaren nachzudenken: Was kann und darf man sagen, wo muss man andeuten, verschlüsseln oder sogar schweigen? Wie bleibt man der Wahrhaftigkeit verbunden und kann doch gleichzeitig die erahnte Wahrheit vermitteln? Gerade bei den Hauptthemen der Literatur – Liebe und Tod – loten SchriftstellerInnen diese Spannungsverhältnisse immer wieder neu aus. Auch in der Beschreibung religiöser Erfahrungen, in der literarischen Annäherung an Gott, schreiben sie im Zwischenraum des imaginären Dreiecks zwischen Benennen, Andeuten und Verstummen. In dieser Bedachtsamkeit können sie für TheologInnen und ReligionspädagogInnen LehrmeisterInnen sein (vgl. Langenhorst 1997).

Diese Behauptung soll im Folgenden schlaglichtartig an den zwei Zugangsfragen beleuchtet werden: Wie zeigt sich der Wandel des Glaubensbewusstseins vieler Menschen in unserem Jahrhundert in Werk und Person ausgesuchter Schriftsteller und Schriftstellerinnen? Und was lehrt uns der Blick auf die literarische Rede von Gott für unser eigenes Sprechen und Denken von Gott?

Mit Reinhold Schneider und Marie Luise Kaschnitz sollen dazu zwei in ihrer Art typische und zugleich herausragende Schriftsteller näher betrachtet werden, anhand deren Werk die Verquickung von Glaubens-

wandel und Sprachwandel besonders deutlich wird. Die aufgerufenen Texte sollen dabei nicht vollends ausgedeutet, sondern vor allem im Blick auf unsere Fragestellung untersucht werden.

»Wie sollt ich ...«

Reinhold Schneider (1903-1958) gilt als der Hauptvertreter der christlichen, genauer: der katholischen Literatur im deutschsprachigen Raum des 20. Jahrhunderts. Obwohl sich sein Gesamtwerk weit ausspannt über verschiedene Formen von Essays, Romanen und Tagebüchern, wurde er vor allem bekannt durch seine Lyrik, durch die von ihm perfektionierte Form des Sonetts. Der folgende Beispieltext (Schneider 42) stammt aus dem Jahre 1938 und illustriert Schneiders formale wie inhaltliche schriftstellerische Rede von Glaube und Gott angesichts der Nazi- Barbarei und des geistigen wie physischen Terrors dieser Zeit.

Das Gedicht beginnt mit der Urfrage aller religiösen Menschen, und speziell aller KatechetInnen: »Wie sollt ich, Herr, dein Licht verkünden?« Tatsächlich: Mit welcher Sprache kann er, der Schriftsteller – können wir, die KatechetInnen – Gott verkünden? Schneider deutet durch den Konjunktiv »sollt« an, dass er genau weiß, eigentlich ein Unmögliches von sich zu fordern. Von Gott zu reden, ist im Grunde dem Menschen nicht möglich – und doch seine Aufgabe. Mit die-

sem Dilemma beginnt *Schneider* seinen Text (vgl. 86).

Wie löst er dieses Dilemma für sich? Zunächst verrät die gewählte lyrische Form des Sonetts als solche viel über den Grundduktus. Die kunstvolle Gebundenheit, Stimmigkeit und Sicherheit der strengen Form von Rhythmus, Metrum und Reim steht bei ihm bewusst als Gegenprogramm zum geistigen Chaos, zur Form- und Ordnungslosigkeit der Zeit. Schon die streng gebundene Form des Sonetts trotz also der Verzweiflung und Angst der trostlosen Gegenwart. Die fast liturgisch anmutende Sprache versucht bewusst Halt zu geben. *Schneiders* Gedichte sind buchstäblich geistige Überlebenslyrik. Derartige Gedichte finden sich bei ihm in dieser Zeit zuhauf: Texte der zugesprochenen Zuversicht; Texte der mahnenden Konzentration auf Gebet, Gericht und Gnade; Texte der direkt-indirekten politischen Kritik, Texte, die im Spannungsbogen von Mahnung und Hoffnung trösten sollen.

Im Blick auf den Inhalt heißt das für unseren Text: *Schneider* beschwört noch einmal ein bildreiches Panoptikum, das klassische dogmatische Aussagen der Gotteslehre illustriert: Gott, der die Welt durch sein Kommen heiligt; die kosmologische Verklärung durch die Erlösungstat Gottes; die

Schneiders Gedichte sind buchstäblich geistige Überlebenslyrik.

Antwort des Menschen auf diese Tat: Erlösungs- und Verbindungssehnsucht sowie Gotteslob. All diese fest gefügten Lehraussagen über die Heilsgeschichte scheinen uns und unserer heutigen Welt- und Menschen- erfahrung sphärenhaft fern. Die ›Sehnsucht ohne Maß‹ Gott anzubeten und sein Loblied zu singen – sie entspricht unabhängig von der dogmatisch-überzeitlichen Wahrheit

Abbildung aus urheberrechtlichen Gründen nicht enthalten.

Kirche Heiliger Nikolaus, Gefhorn

solcher Aussagen den allerwenigsten Erfahrungen heutiger KatechetInnen in Schulen oder Gemeinden. Ganz entscheidend ist die Einsicht, dass diese Aussagen auch schon zu *Schneiders* Zeiten alles andere als Zustandsbeschreibung waren. *Schneider* formuliert ein Wunschbild, das er durch seine literarische Fiktion erst hervorrufen will. So wie die feste Form, so schien ihm allein die feste inhaltliche Zusage den Menschen seiner Zeit zu helfen. Diese Art der literarischen Gottesrede war schon 1938 Zitat.

Denn einzigartig und anders als bei seinen christlichen Dichterkollegen wie *Rudolf Alexander Schröder*, *Jochen Klepper*, *Werner Bergengruen* oder *Gertrud von le Fort* war *Schneider* sich der Zeit- und Situationsgebun-

WIE SOLLT ICH

Wie sollt ich, Herr, dein Heilig Licht verkünden,
Das, mit dem trübern dieser Welt vereint,
Auf Wolken und auf Bergen widerscheint
Und gleich der Lilie aufsteigt aus den Gründen?

Wie reine Geister sich an dir entzünden
Und höchste Liebe deine Liebe meint
Und tiefste Trauer deinen Schmerz beweint,
Will alles Wesen sich mit dir verbünden.

Du hast die Welt geheiligt durch dein Kommen
Und hast verklärt den Wandel der Planeten
Und in dein Licht die Erde aufgenommen;

Im ganzen Weltenkreis, den du betreten,
Ist eine Sehnsucht ohne Maß entglommen,
Dein Lob zu künden und dich anzubeten.

Reinhold Schneider

denheit derartiger Werke und dieser Form der Gottesrede bewusst. Im Rückblick ist *Schneider* klar, dass er in den Jahren 1939 bis 1945 ein religiös-dichterisches Apostolat getragen, die Rolle des Trösters bewusst angenommen, dass er mit seiner literarischen Gott-Rede eine Art spirituell-geistig-religiösen Sanitätärdienst abgeleistet hatte. Der einstige Tröster und Gottverkünder verfällt wieder den ihm aus seiner Jugend bekannten Zweifeln, der Suche, der Unsicherheit (vgl. *Kuschel* 1992; *Langenhorst* 1995). Dieser Wandel des Glaubensbewusstseins, der zwangsläufig einen Wandel der literarischen Form und Gottrede nach und mit sich zieht, wird in den biographisch-nachdenklichen Spätwerken *Schneiders* deutlich.

Schon der literarische Gattungswechsel deutet den Gesinnungswechsel an: weg vom eingefügten, strukturell völlig ausgefeilten Korsett des Sonetts, hin zur fragmentarisch assoziativen, formlosen, immer wieder ange-dachten und abgebrochenen Gedankenprosa. »Ich war«– schreibt er so in der 1954

erschienenen Autobiographie »Verhüllter Tag« im Rückblick – »in gewissem Sinne einberufen, endgültig abberufen vom literarischen Leben in die religiös-geschichtliche Existenz« (*Schneider* Bd. 10, 165). Als die Welt zum »Verbandsplatz« wurde – so an gleichem Ort niedergeschrieben – da lieferte er das Verbandszeug mit seinen Trosttexten.

Im Rückblick bleibt festzuhalten: Was *Schneider* als Zitat und nur mit bestimmter Intention (»literarisches Apostolat«) noch möglich war, gehört der literarischen Vergangenheit an: Gott als ersehntes, ungebrochen anzuredendes Du; schriftstellerische Gott-Rede als apostolisch-literarischer Auftrag;

Sonette, welche Aussagen der dogmatischen Theologie in tröstende Verse transformieren – diese Tradition sollte sich in der Tat in der Literatur nach 1945 kaum noch finden.

Um den Bruch im Glaubensbewusstsein und gleichzeitig im Sprachbewusstsein deutlich zu machen, wenden wir uns einer führenden Schriftstellerin evangelischer Provenienz zu.

»Nicht gesagt«

Sie hätten sich begegnen können im Winter 1957/58 in Wien, *Reinhold Schneider* und *Marie Luise Kaschnitz*. Er, der seinen letzten Winter geplagt von Depression und Sinnsuche in dieser Stadt verbrachte und seine Aufzeichnungen in »Winter in Wien« als literarisches Vermächtnis festhielt: sie, die ihren Mann dort schon seit achtzehn Monaten auf dem Sterbe- und tatsächlich bald Todesbett pflegte. Zu einer solchen Begegnung kam es tatsächlich wohl nicht, aber sie sollte sich später »mit den Aufzeichnungen

des todkranken Schriftstellers« (Wagner 67) beschäftigen und in ihrem Gedicht »Geronologie« literarisch verarbeiten.

Obwohl zwei Jahre älter als Reinhold Schneider, gehören die wichtigsten Texte von Marie Luise Kaschnitz (1901-1974) in Geist und Gestalt schon einer anderen, der jetzigen Zeit ungleich näheren Generation an (vgl. Suhr). Wie nur wenige andere SchriftstellerInnen neben ihr hat sie immer wieder über Grenzen und Möglichkeiten des Be-Schreibbaren nachgedacht.

In ihren 1973 erschienenen Aufzeichnungen »Orte« verdeutlicht sie ihr Dichtungsverständnis im Wandel der erlebten Zeiten noch einmal. »Herausgefallen aus der Unschuld«, heißt es dort über die Gegenwartsdichter, um nachzufragen, »wann eigentlich, wo eigentlich, und wie war das, als wir noch Verse machen konnten ... und können es vielleicht noch immer, aber glauben nicht mehr an die Heilung durch das Wort, die Heilung durch den Geist« (Kaschnitz Bd. 2, 573). Wann dieser Glaube an die Heilung durch das Wort verloren ging, lässt sich zumindest im Werk von Marie Luise Kaschnitz durchaus nachzeichnen (vgl. Kuschel 1997). Erst als knapp 50-jährige beginnt sie in den späten vierziger Jahren die Erfahrung von Krieg, Zerstörung, Völkervernichtung und Chaos ernst zu nehmen. Auf einer Lesung in der Evangelischen Akademie Tutzing stellt sie 1951 erstmals Verse vor, die weitergeschrieben und endgültig zusammengestellt 1957 als »Tutzingener Gedichtkreis« (Kaschnitz Bd. 5, 245-254) veröffentlicht werden. Der Zyklus, sogleich mit Verstörung, Protest und dem Ruf nach »schöner Literatur« aufgenommen, beginnt mit den programmatischen Versen:

*Zu reden begann ich mit dem Unsichtbaren.
Anschluss meine Zunge das ungeheuere du,
Vorspiegelnd altgewesene Vertrautheit.
Aber wen sprach ich an? Wessen Ohr
Versuchte ich zu erreichen? Wessen Brust
Zu rühren?*

Das vertraute Gespräch mit Gott gerät in eine Krise. Das bislang als sicher geglaubte Gegenüber wird zur Frage. Angesichts der Erfahrungen, Erlebnisse und Bezeugungen ist das alte Gottesbild zerstört, ein neues aber noch nicht in Sicht. Was heißt dies aber für eine Dichterin, die über Gott reden und schreiben will?

*Die Sprache, die einmal ausschwang, dich
zu loben*

*Zieht sich zusammen, singt nicht mehr,
In unserem Essigmund.*

Gotteslob – in Schneiders Sonett noch beschworen – ist ihr unmöglich geworden angesichts der bitteren Erfahrungen, der Mund selbst ist buchstäblich zusammengezogen im Prozess des Verstummens. Deutlich wird dieser Wandel der Gottesrede vor allem in ihrem Schlüsselgedicht »Nicht gesagt« (Kaschnitz Bd. 5, 397f), das zuerst in ihrer Gedichtsammlung »Ein Wort weiter« von 1965 veröffentlicht wurde (vgl. 88).

In diesem Gedicht wird die Absage an die Lyrikkonzeption von Schneider in Form und Inhalt deutlich. Kein Reim, kein regelmäßiges Metrum, keine gleich bleibende Strophik mehr – all das passt mit ihrer inhaltlichen Aussage nicht mehr zusammen. Kaschnitz lässt von vornherein erst gar nicht den Eindruck entstehen, in ihrer Sprache und mit ihren Gedichten Wirklichkeit fassen und festhalten zu können; im Gegenteil: In dieser gebrochenen Form reflektiert sie darüber, was sie – immerhin eine der größten deutschsprachigen Lyrikerinnen unseres Jahrhunderts – alles in ihren Dichtungen gerade *nicht* gesagt oder zumindest nicht gelungen in Sprache gekleidet hat. Naturerscheinungen hat sie nicht benannt: weder Sonne noch Blitz, weder Morgenrot noch Blumen. Und nicht einmal mit der literarischen Behandlung der Liebe – einem ihrer zentralen Themen – kann sie sich zufrieden geben. All das sind, so die zweite Strophe, lediglich im Grunde misslungene, ungenau

NICHT GESAGT

Nicht gesagt
Was von der Sonne zu sagen gewesen wäre
Und vom Blitz nicht das einzig richtige
Geschweige denn von der Liebe.

Versuche. Gesuche. Mißlungen
Ungenaue Beschreibung

Weggelassen das Morgenrot
Nicht gesprochen vom Sämänn
Und nur am Rande vermerkt
Den Hahnenfuß und das Veilchen.

Euch nicht den Rücken gestärkt
Mit ewiger Seligkeit
Den Verfall nicht geleugnet
Und nicht die Verzweiflung

Den Teufel nicht an die Wand
Weil ich nicht an ihn glaube
Gott nicht gelobt
Aber wer bin ich daß

Marie Luise Kaschnitz

bleibende »Versuche«. All diese klassischen Themen der Lyrik – durch repräsentative Topoi wie »Veilchen« oder »Morgenrot« aufgerufen – weist sie hier zurück.

Die beiden letzten Strophen des Gedichts weiten den Horizont auf einen dritten Bereich klassischer Literatur: die religiöse Dimension. Was freilich von der schriftstellerischen Versprachlichung von Naturphänomenen und der Liebe galt, gilt gerade auch hier, beschrieben in immer neuen Anläufen, Gegenläufen und Zurücknahmen. Nein, auch den Trost der »ewigen Seligkeit« konnte sie, die sehr wohl religiös bekennende evangelische Christin, mit ihren Werken nicht geben. Sie schrieb gerade keine religiöse »Heftpflasterlyrik« wie *Schneider*. Nein, »Verfall« und »Verzweiflung« waren für sie zu augenfällig um übersehen zu werden. Gerade dies waren die Themen, zu denen sie eben nicht schweigen konnte, über die sie schreiben musste, die zu benennen waren.

Freilich: Auch die im Anschluss an diese

Erkenntnis mögliche Wende hat sie nicht mitgemacht: Keine Hinwendung zu Resignation, kein Verfall in Zynismus, sie hat – heißt es im Gedicht – auch den »Teufel nicht an die Wand« gemalt. Einerseits deshalb, weil sie schlicht nicht an ihn glaubt. Sicherlich andererseits aber auch, um nicht – wie es das unterschwellig aufgerufene Sprichwort »den Teufel nicht an die Wand malen« nahe legt – unangemessen und übertrieben eine falsche Drohbotschaft zu verkünden, die in ihrer Pauschalität von den tatsächlichen Ursachen ablenkt. »Weil ich nicht an ihn glaube« – diese Zeile lässt sich prinzipiell auf die vorangehende oder auf die folgende Zeile beziehen, der Text selbst löst dies in seiner Binnenperspektive bewusst nicht auf. Aus der Biographie der Dichterin heraus legt sich aber zwingend die von mir hier ausge-

führte Zuordnung nahe. Dann also liest sich die Schlussstrophe wie folgt: Nicht den Teufel beschworen, aber eben auch nicht – und hiermit schließt das Gedicht – in Zuversicht und als Trost »Gott gelobt«. All das Aufgezählte, vor allem aber das mit Grund zum Schluss Genannte steht ihr nicht zu, bleibt »nicht gesagt«. Konsequenterweise endet denn auch die Schlusszeile mitten im Sprachversuch: »aber wer bin ich daß...«.

Sehnsuchts- und Hoffnungs-Sprache

Im gewandelten Glaubens- und Sprachbewusstsein verweigert *Marie Luise Kaschnitz* die direkte Gott-Rede. Gotteslob in lyrischer Form ist ihr nicht mehr möglich. Dennoch spricht sie in ihren Texten immer wieder von Gott und ihrer Gottessehnsucht. Doch nun in gebrochener Form, in Andeutung, Verschlüsselung, indirektem Verweis. Sie

nimmt sich und den Anspruch, von Gott reden zu können, zurück, öffnet sich darin jedoch über das Menschliche hinausreichenden Hoffnung auf die größere Größe Gottes. Sprachdemut – sie wird ihr so nicht zur Verabschiedung Gottes aus der Literatur, sondern zum eigentlichen Offenwerden für das wirklich Göttliche.

»Wie sollt ich, Herr, dein Licht verkünden?«
Schneider war sich der Unmöglichkeit der selbst gesetzten Aufgabe bewusst. Wo er trotzdem die direkte Sprachsetzung wagte, die er freilich später relativierte und zurücknahm, da macht *Kaschnitz* mit der Unmöglichkeit ernst, indem sie weder die Frage so noch ausspricht, geschweige denn den Antwortversuch ausformuliert. Gottrede bei Schriftstellern: Wenn sie sich überhaupt noch jenseits von völligem Verstummen und satirischer Veralberung findet, dann fast stets auf dieser Spur: Als vorsichtig tastende, sich stets ihrer Unangemessenheit bewusste Annäherung, die weiß, dass jegliches Sprechen von Gott niemals Wissenssprache oder Definitionsrede sein kann, sondern einzig Sehnsuchts- und Hoffnungssprache. Ob diese Weise der sehnsüchtigen und hoffenden, sich selbst zurücknehmenden und dadurch Gott Platz schaffenden Rede nicht Vorbild sein sollte für jegliches theologisches und religionspädagogisches Gott-Reden? ■

Dr. Georg Langenhorst ist Akademischer Rat für katholische Theologie/Religionspädagogik an der PH Weingarten.

LITERATUR

Kaschnitz, Marie Luise, Gesammelte Werke, Bde. 2 und 5, Frankfurt/Main 1981f.

Kuschel, Karl-Josef 1992, Reinhold Schneider und die Zweifel an Gott, in: ders., Vielleicht hält Gott sich einige Dichter. Literarisch-theologische Porträts. Mainz. 241-284

Abbildung aus urheberrechtlichen Gründen nicht enthalten.

Petersdom, Rom

- 1997, Weder gläubig noch glaubenslos, in: ders., Im Spiegel der Dichter. Mensch, Gott und Jesus in der Literatur des 20. Jahrhunderts, Düsseldorf, 207-227

Langenhorst, Georg 1995, Auf den Spuren Reinhold Schneiders. Bericht einer unzeitgemäßen Entdeckungsreise, in: Geist und Leben 68 (1995) 55-63
- 1997, Wie von Gott reden? Schriftsteller als Sprachlehrer für Theologen und Religionspädagogen, in: rhs 40 (1997) 394-403

Schneider, Reinhold, Gesammelte Werke, Bde. 8 und 10, Frankfurt 1987

Suhr, Ulrike, Poesie als Sprache des Glaubens. Eine theologische Untersuchung des literarischen Werkes von Marie Luise Kaschnitz, Stuttgart 1992

Wagner, Petra, Jesus als Spiegelbild der *conditio humana*. Zum Jesusbild im Werk von Marie Luise Kaschnitz, in: Georg Langenhorst (Hg.), Auf dem Weg zu einer Theologie der Ästhetik. Freundesgabe für Karl-Josef Kuschel zum 50. Geburtstag, Münster 1998, 57-72